

II.

Die Untersuchungskommission.

1.

Das Städtchen Temperliß sah eine Zeit lang mit Stolz auf andere Landstädtchen herab, weil in seinen verfallenen Mauern ein so reicher Mann wohnte, wie jene nicht aufweisen konnten. Herr Simon Knaster war das goldene Gestirn seiner Vaterstadt, die er von Jugend an so kindlich liebte, daß er sein ganzes Leben, ohne Ausnahme eines einzigen Tages, in ihrem stillen Schooße zubrachte. Man kann also nicht sagen, daß er dem Glücke nachgelaufen sey. Es suchte ihn von selbst auf in seinem Kramlädchen, als er darin bis in sein fünfzigstes Jahr seine Kunden mit Gewürzen bedient und sich für jeden ihm zugewandten Pfennig höflichst bedankt hatte. Ein alter Better, der, schon ziemlich wohlhabend, noch das große Loos in der holländischen Lotterie gewann, setzte ihn zum Erben seines ganzen Vermögens ein.

Herr Knaster war, seit der Ankunft der holländischen Dukaten, so pfiffig gewesen, dem glücklichen Empfänger fort und fort zum neuen Jahr und zum Geburtstage ehr-

furchtsvoll Glück zu wünschen. Das geschah immer in lahmen Versen, die der Stadtschreiber Flink, ein fingerfixer Poet, verfaßte, zierlich abschrieb, und in Goldpapier befestete, wofür er in Bausch und Bogen als Ehrensold einen baaren Gulden und ein Päckchen Tabak empfing. Nun läßt sich zwar nicht beweisen, daß die Leier des genügsamen Hauspoeten den Alten bezaubert und ihm das schöne Vermächtniß abgelockt habe. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß er, wie jeder eifrige Schatzsammler, seine lieben Holländer nach seinem Tode nicht zerstreut wissen wollte, und daher den Better Simon, mit Ausschluß manches ärmern Verwandten, zum alleinigen Hüter und Wächter derselben erkor, weil er überzeugt war, daß der geizige Krämer die goldenen Schäflein treulich bewahren und keins vom Wolfe der Verschwendung verzehren lassen werde.

Die Kunde der großen Erbschaft machte in Temperliß ein gewaltiges Aufsehen. Der regierende Bürgermeister Stern sagte öffentlich im Bierhause, wo die Häupter der Stadt um ihn her saßen: „Nicht wahr, meine Herren, das hätten Sie nicht gedacht, daß uns der Glückspilz, den wir in seiner vorigen Niedrigkeit wenig achteten, über den Kopf wachsen würde? Ja, trügen wir Alle, mit Inbegriff der ganzen löblichen Bürgerschaft, unser gesamntes baares Vermögen auf einen Platz zusammen, Herr Knaster würde sich bedanken, mit uns zu tauschen. Ein so reicher Mann ist doch ein wahrer Halbgott; denn mit Gold thut man Wunder. Ich acht' es demnach für schicklich und ersprießlich, daß wir uns morgen in einem feierlichen Aufzuge zu ihm begeben, ihm unsern Glückwunsch abstatten, und nicht allein uns, sondern auch das gemeine Wesen der Stadt seinem Wohlwollen empfehlen.“

„Ein glücklicher Gedanke!“ rief der Stadtschreiber Flink.

Die ganze Gesellschaft stimmte ihm bei, und beschloß einmüthig, sich des folgenden Tages, um die Zeit des zweiten Frühstücks, im Hause des Bürgermeisters zu versammeln, und von da aus dem neuen Halbgott das Opfer ihrer Verehrung zu bringen.

Dieser demüthige Beschluß ließ sich nur bei geistlosem Biere fassen. Muthige Weinzecher hätten sich zu einem so bettelhaften Vorhaben gar nicht vereinigen können.

2.

Als der Bürgermeister nach Hause kam, machte er seiner Tochter die auf den folgenden Tag angeordnete Huldi- gung bekannt. Louise Stern war ein junges, liebens- würdiges Mädchen, das Schönheit, Verstand und feine Sitten besaß, und zarten Frauensinn mit männlicher Ent- schlossenheit verband. Sie war (wie Napoleon einstmals von einer geistreichen Fürstin gesagt haben soll) der ein- zige Mann in ihrer Familie; sie war es sogar, wie wir in der Folge sehen werden, im ganzen Städtchen. Der Biergesellschaft kriechender Vorsatz kam ihr daher so abge- schmackt und verächtlich vor, daß sie ihn für einen scherz- haften, satirischen Einfall erklärte.

„Das ist er keinesweges!“ sagte der Vater. „Ich for- dere dich vielmehr auf, dich an den Zug anzuschließen, und mit einigen zierlichen Worten, die dir so lieblich vom Munde fließen, dem König der Stadt einen Ehrenkranz zu über- reichen.“

Diese Zumuthung lehnte sie mit freundlichen Worten ab.

„Mädchen, Mädchen!“ sprach er mit der feierlichen Stimme eines Propheten: „Der Ehrenkranz, den du dem reichen

Hagestolz auf's Haupt setzen sollst, kann dir einen Brautkranz erzeugen.“

„Lieber wählt' ich den Todtenkranz!“ antwortete sie.

„Du redest wie eine Närrin!“ fuhr er auf. „Tausend andre Mädchen, die so wenig Aussteuer zu erwarten haben, als du, würden springen und jubeln, wenn sie Hoffnung hätten, einen Mann zu erobern, der so warm in Golde sitzt. Aber ich kenne dein eitles Hirngespinnst; du denkst, das Glück werde dich in den Grafenstand erheben, weil der alte spaßhafte General, der Graf von Donnerfeld, als er vor acht Jahren bei uns im Winterquartier stand, manchmal aus langer Weile, oder wenn er ein Jesuiterräuschchen hatte, mit dir scherzte, und sagte: Du solltest meine Schwiegertochter werden.“

Lachend versicherte Louise: sie habe das längst vergessen.

„Das glaub' ich kaum!“ sprach der Vater. „Es gefiel dir gar zu wohl, wenn dich der Graf, auf eine höchst übertriebene Weise, mit der Jungfrau von Orleans verglich, weil du im Sommer zuvor, als ein Paar ausgehungerte Nachzügler des feindlichen Heeres bei uns plündern wollten, eine Pistole ergriffst, und die feigen Wichte damit über den Krautmarkt und durch die Sperlingsgasse zum Thore hinaus jagtest. Das war freilich von einem zehnjährigen Mädchen, wie du damals warst, eine verwegene That. Darum meinte der alte Degen, du würdest einmal eine Heldennutter werden und ihm tapfere Enkel erziehen.“

„Nun, das war Getändel mit einem Kinde!“ sagte Louise. „Wie könnte mir einfallen, ein Lustschloß daraus zu bauen? Ich weiß ja nicht einmal, ob der Graf, mit dem wir seit jener Zeit aus aller Verbindung gekommen sind, einen Sohn hat oder nicht. Mich hält also wahrlich kein Hirn-

gespinnst ab, dem Herrn Knaster einen Kranz zu bringen. Aber ich schäme mich, in seiner Person dem leidigen Gelde zu huldigen. Ist er denn, seitdem er diesen Götzen im Hause hat, verständiger oder edler geworden? — Bedenken Sie das, lieber Vater, und geben Sie den unwürdigen Gedanken auf, sich vor den Geldsäcken des verdienstlosen Mannes zu beugen.“

„Ich will's beschlafen, Jungfer Altflug!“ sagte der Vater, um nicht weiter über die Sache zu sprechen.

3.

Des folgenden Vormittags erschienen die Herren des Raths und andere Große der Stadt bei dem Bürgermeister in feierlicher Pracht. Auch er, der über Nacht nicht weiser geworden war, hatte sein Feierkleid angelegt, und der Zug setzte sich sogleich in Bewegung. Die Herren waren sämtlich zur Eile geneigt, weil sie sich das zweite Frühstück, das sie täglich einzunehmen gewohnt waren, versagt hatten, um der Bewirthung, die sie bei dem reichen Gönner erwarteten, in Fülle genießen zu können.

Herr Knaster, der noch aus alter Gewohnheit seinen Kleinhandel trieb, und sich, wie immer, im Laden befand, sah die stattlichen Männer die Straße herauf kommen, und erschrak um so mehr, da er in seinem alten, mit einem Strick umgürteten Schlafrocke steckte, der aus zahllosen Stücken von verschiedenen Farben zusammengesetzt war. Der bunte Mann floh, um das musivische Kunstwerk seines Schneiders nicht sehen zu lassen; aber schon stand der Bürgermeister auf der Ladenschwelle und rief: „Bleiben Sie, bleiben Sie, theuerster Freund und Gönner! Wer

sich in Sammet und Goldstoff kleiden kann, der ist auch in Lumpen verehrungswürdig.“

Bei dieser ziemlich ungeschickten Schmeichelei brach dem Krämer der Angstschweiß aus. Er glaubte, die Herren hätten sammt und sonders die Absicht, bedeutende Geldsummen von ihm zu borgen. Entschlossen, keinen Heller zu verleihen, öffnete er ihnen das dunkle Ladenstübchen und nöthigte sie hinein.

Sie wunderten sich im Stillen, daß sie nicht die Treppe hinauf in die Fußstube geführt wurden; doch drückten sie sich mit den freundlichsten Gesichtern in die düstre Klausel, wo sie so enge zusammengepfercht standen, daß sogar der wortführende Bürgermeister, indem er an den Halbgott in Lumpen eine hochtrabende Rede hielt, nicht gehörigen Raum hatte, sich dabei so tief zu bücken und so zierliche Handbewegungen zu machen, als er gern gethan hätte.

Der Hochgefeierte stand wie auf Nadeln und stotterte immer zwischen die Rede hinein: „Machen's doch kein Wesen! Ich bin gar nicht so reich, als man glaubt. Bettel — wahrer Bettel.“ — Am Ende war er sogar frech genug, zu versichern: er habe sich mit dem Antritt der Erbschaft übereilt und könne dadurch eine tüchtige Schlappe bekommen, indem vielleicht die Masse mit geheimen Schulden belastet sey, die er nun ohne Gnade und Barmherzigkeit bezahlen müsse.

„O, Sie armer Mann!“ scherzte der Bürgermeister. „Ich will mich für Sie aufopfern. Treten Sie mir die Erbschaft ab; ich übernehme die Schulden.“

Doch eben so großmüthig schlug der arme Mann dieses Anerbieten aus. Er wolle und müsse, sagt' er, sein Schicksal geduldig erwarten und tragen. Es sey ihm nur schmerzhaft, daß seine lieben Mitbürger in der irrigen Meinung,

er sey ungeheuer reich geworden, mancherlei Erwartungen hegen würden, die er durchaus nicht erfüllen könne. Er müsse vielmehr männiglich bitten, ihn mit jedem Geld betreffenden Ansinnen zu verschonen. Auch hoffe er, daß der edle, wohlweise Rath so billig und geneigt seyn werde, ihn von allen bürgerlichen Abgaben frei zu sprechen, weil er, wie gesagt, durch die angetretene Erbschaft in höchst klägliche Umstände gerathen könne. Hinterlasse er, wenn sein Stündlein gekommen, noch irgend etwas, es sey viel oder wenig, so wolle er, weil er weder Kind noch Regel habe, seine liebe Vaterstadt zur Universalerin einsetzen.

„Herrlicher Mann!“ rief der Bürgermeister. „Ich, als Vater und Obervormund unserer guten Stadt, ergreife dieses großmüthige Versprechen mit beiden Händen und rufe gegenwärtige Herren zu Zeugen desselben auf.“

Knaster war ein wenig bestürzt, daß ihn der Bürgermeister sogleich beim Worte nahm. Da er jedoch auf keine andere Weise von der ihm äußerst verhassten Entrichtung der bürgerlichen Abgaben, deren Erlaß ihm auf der Stelle zugesichert wurde, los kommen konnte, so widersprach er nicht, sondern rächte sich nur dadurch, daß er das Gläschen Brantwein, das er dem Bürgermeister und seinem Gefolge zugedacht hatte, zurück behielt, und sie ohne die geringste Labung entließ.

4.

Voraussehend, daß es so kommen würde, hatte Louise für die hungrig und durstig zurückkehrenden Hofmacher ein gutes Frühstück bereitet. Sie jauchzten bei dessen Anblick und betheuertem einstimmig: Louise sey eine Prophetin und die klügste Person in der Stadt. Der Bürgermeister

ließ, auf Rechnung des künftigen Stadtvermögens, den besten Wein aus seinem Keller auftragen. Knaster's Gesundheit ward getrunken; doch mit stillem Vorbehalt, dem Tode kein Gesetz vorzuschreiben, wenn er vielleicht Belieben tragen sollte, den Ehrenmann bald von allen Sorgen dieser Welt zu befreien.

Als die Gesellschaft auseinander getaumelt war, beunruhigte den Bürgermeister die Vorstellung: daß sich Erbschleicher in's Spiel mischen und die Stadt um das ihr zugesagte Vermächtniß bringen möchten. Er hielt deshalb für nöthig, den schwachen Mann, der leicht von einem Schlaupopf umgestimmt werden konnte, scharf zu beobachten. In dieser Absicht ging er täglich zu ihm in den Laden, saß plaudernd da vom Morgen bis in die Nacht, und ließ sich nur bisweilen, wenn er dringende Geschäfte hatte, von seinem Vertrauten, dem Stadtschreiber, ablösen.

Aber diese Späher und Wächter mochten dem Krämer nicht gefallen: denn ungefähr nach Verlauf eines Monats schloß er plötzlich seinen Laden, zog sich in's Innerste seines von ihm allein bewohnten Hauses zurück, und begrub sich gleichsam lebendig in ein Hinterstübchen, wo er nicht hörte oder nicht hören wollte, wenn Jemand an die Hausthür klopfte. Nun war guter Rath theuer, wie es der Bürgermeister, dessen Wohnung entfernt war, möglich machen wollte, die Einstedelei zu bewachen, da sich doch der Fall denken ließ, daß Erbschleicher, nach einem verabredeten Meldezeichen, in dunkeln Abendstunden eingelassen würden.

Glücklicher Weise ward ein gegenüber liegendes, bequemes Haus feil; der Bürgermeister kauft' es, als nöthiges Wachhaus, auf Unkosten der Stadt, bezog es eiligst, und lag nun immer am Fenster auf der Lauer, ohne je-

doch einen verdächtigen Ein- und Ausgang bei dem reichen Manne zu bemerken.

Eines Tages sah er einen wohlgekleideten Fremden die Straße herauf kommen. Ihn begleitete ein Knabe, der ihm Knaster's Haus zeigte. Der Fremdling klopfte mehrmals stark an; doch öffnete Niemand. „Mein werthester Herr,“ rief der Laurer aus dem Fenster, „Sie bemühen sich vergebens. Herr Knaster — wenn er noch lebt, wie ich in der That nicht weiß — bewohnt ein Stübchen im Hofe, wo er nicht sieht und hört, was auf der Gasse vorgeht. Ich kann Ihnen aber vielleicht Rede und Antwort geben, wenn Sie mir zu sagen belieben wollen, in welcher Angelegenheit Sie ihn zu sprechen wünschen.“

Der Fremde war schnell oben. „Ich bin ein Mann von bedeutendem Vermögen,“ hob er an, „und habe Lust, an hiesigem Orte, der mir sehr gefällt, eine Tuchfabrik vom größten Umfange anzulegen. Nach meinem Plane soll sie wenigstens dreihundert Menschen beschäftigen und reichlich versorgen. Zu Begründung einer so in's Große gehenden Anstalt gehört aber ein mächtiges Kapital, das ich nicht sogleich baar in den Händen habe. Ich suche deshalb einen Mitunternehmer, der ungefähr eine Tonne Goldes beherrscht. Da ich nun zufällig erfahren habe, daß Herr Knaster durch Erbschaft in den Besitz eines sich ungefähr so hoch belaufenden Vermögens gekommen ist, so wollt' ich bei ihm anfragen, ob er wohl gesonnen sey, mit mir in Handelsgesellschaft zu treten. Ich erbiete mich, ihm Zwanzig vom Hundert gerichtlich zu verbürgen.“

„Mein hochzuverehrender Herr,“ sagte der Bürgermeister, indem er aus der goldenen Dose des Fremden eine Prise mit tiefer Verbeugung nahm, „Sie schlagen das Vermögen meines Herrn Nachbars viel zu hoch an. Ich

weiß zwar von guter Hand, daß er zwanzigtausend Stück Dukaten baar liegen hat — —“

„Wohl kaum so viel Groschen!“ fiel Louise schnell ein und zupfte den Vater am Schlafrock. „Ein sehr unterrichteter Mann,“ fuhr sie fort, „versicherte mir: die so viel besprochene Erbschaft sey nicht der Rede werth.“

„Das war gewiß ein Reidhart, der das sagte;“ versetzte der Bürgermeister. „Ich weiß genau, daß Knaster zwanzigtausend Holländer unter seinem Dache beherbergt. Doch unter keiner Bedingung, mein werthester Herr, überläßt er sie Ihnen als Hülfsstruppen. Er, das ängstlichste Menschenkind unter der Sonne, würde selbst dem Großmogul keinen Dukaten anvertrauen.“

„Der Himmel bewahre mich vor einem solchen Handelsgenossen!“ sagte der Fremde und ging.

Jetzt fragte der Bürgermeister: „Warum zupfstest du mich vorhin am Schlafrock?“

„Weil Sie so ehrlich hin sagten, Papachen, daß unser Nachbar viel baares Gold besitze. Der fremde Mensch kann ja ein Dieb seyn und herumhorchen, wo sich ein guter Fang thun läßt.“

„Das ist nun wieder ein Gespenst deiner Weisheit, die mir noch gerade zur Last fällt;“ brummte der Vater. „Ein Mann, der fünf oder sechs Brillantringe an den Händen trägt — ein Mann, der mir den feinsten Spaniol aus einer goldenen Dose bietet — ein solcher Mann ein Dieb! Das ist mir zum Lachen!“

„Ach, mein gutes Väterchen!“ sagte Louise: „Mancher, der mit Diamantringen und goldenen Dosen prahlt, ist ein Dieb, und zwar von der großen Gattung, die man nicht hängt, sondern laufen läßt.“

5.

In der Mitte der folgenden Nacht sah Louise, von einem ängstlichen Traume geweckt, einen Lichtschimmer aus Knaster's Hause herüber in ihre Schlafkammer blinken. Er verschwand, indem sie ans Fenster eilte; doch nach einigen Minuten bliß er wieder auf und zeigte dunkle, männliche Gestalten, die sich drüben im Zimmer bewegten.

Erschrocken flog das Mädchen an's Bett ihres Vaters, weckte ihn und sagte: Um Gottes Willen, stehen Sie auf! In Knaster's Hause sind Diebe.“

„Das wär' entsetzlich!“ rief er und ward todtenbleich. „Aber was soll ich thun? Ich darf keinen Fuß aus dem Hause setzen; es könnte mich eine Kugel von drüben herüber auf der Stelle tödten.“

Louise, nicht so ängstlich für ihr Leben besorgt, sprang fort, weckte zuerst den in einer Halle des Rathhauses schlafenden Nachtwächter, klopfte dann den Rathsdieners, einen Schlossermeister und noch drei andere tüchtige Männer aus dem Schlafe, und führte sie zu Knaster's Hause. Eine zerbrochene Glasscheibe verrieth, daß die Diebe durch ein Fenster im ersten Stock, den ein langer Mann von der Straße hinauf mit der Hand erreichen konnte, eingestiegen waren.

Der Schlosser rasselte mit seinen Dietrichen, um die Thür zu öffnen. Plötzlich ward oben ein Fenster aufgerissen, ein schwarzer Kerl sprang heraus, stürzte in des Rathsdieners ausgebreitete Arme und riß ihn mit sich zu Boden. Noch rangen sie miteinander im Straßenmoor, als ein zweiter Rabe aus dem Fenster flog, einen unsanften Fall auf die Erde that, sich aber schnell wieder aufraffte und entwischen wollte; doch schon von zwei hand-

festen Männern am Kragen gefaßt und fest gehalten, mußte er sich ergeben, und ward nebst dem andern, vom Rathsdienner überwältigten Raubvogel, den Louise als den vorgeblichen Tuchfabrikanten erkannte, in's Gefängniß geführt.

Knaster's inwendig verriegelte Thür mußte aufgesprengt werden. Louise lief die Treppe hinauf, um zu sehen, ob der unglückliche Mann, der sich weder am Fenster zeigte noch sonst im Hause regte, wohl gar von den Räubern ermordet worden sey. Sie fand ihn auf seinem Bette, mit gebundenen Händen und Füßen und einen Knebel im Munde. Schrecken und Angst hatten ihn dergestalt zermalmt, daß er dem Tode nahe schien. Louise befreite ihn von den Banden, und wollte nun seinen kläglichen Zustand ihrem Vater melden. Dieser aber hatte sich, nachdem er zu Hause hinter den Vorhängen ein stiller und vorsichtiger Zeuge der Verhaftung des Diebsgesindels gewesen war, bereits auf den Weg gemacht und kam eben die Treppe herauf. Als er sah, daß Knaster, dem Anschein nach, in den letzten Zügen lag, lief er, ohne mit Beileids- und Trostworten einen Augenblick zu verlieren, wieder davon, um den Stadtschreiber und die sämmtlichen Rathsherren zur Fertigung eines rechtsbeständigen Testaments zusammenzurufen. Sie hoben sich, da ein so ersprießliches Werk gethan werden sollte, mit größter Bereitwilligkeit aus den Federn und eilten zum Bette des Kranken.

Dieser hatte schon die Sprache verloren. Er gab nur, als man ihn auffoderte, seinen letzten Willen zum Besten der Stadt zu erklären, ein zweideutiges Lallen von sich. Man wußte nicht, ob es Ja oder Nein heißen sollte. Aber der schlaue Bürgermeister brachte den Kopf des Kranken, indem er ihm das Kissen zurecht rückte, so geschickt in Bewegung, daß Alle fröhlich ausriefen: „Er nickt! er bejaht!“ —

Indem der Stadtschreiber das Testament in gehöriger Form niederschrieb, fragte der Erblasser, wie Geld zusammenstreichend, mit den Händen auf dem Deckbette, und gab während dieser letzten Lieblingsübung seinen schwachen Geist auf.

Einige Rathsglieder wollten nun sogleich mit roher Hast die vorhandenen Schätze auffuchen. Des Bürgermeisters feineres Gefühl ließ es aber nicht geschehen. Er drückte das Gerichtssiegel auf die Thüren des Trauerhauses und ersuchte die Schatzgräber, sich bis den folgenden Tag zu gedulden.

Man fand beinahe hunderttausend Thaler in Gold, Silber und Staatspapieren. Das Alles ward von dem Bürgermeister in Verwahrung genommen.

6.

Dieser nicht ganz unwürdige, nur oft übel berathene Regent war vormals Buchbinder in einer großen Stadt gewesen, hatte besonders für eine ansehnliche Leihbibliothek gearbeitet, und aus Romanen und Schauspielen, während des Falzens und Heftens derselben, den Honig zierlicher Redensarten, wie eine Biene, gesammelt. Nachher bewog ihn eine vortheilhafte Heirath, sich in Temperliß, der Vaterstadt seiner Braut, niederzulassen. Hier, wo Niemand las, noch weniger Bücher kaufte, war mit seiner Kunst (denn wer sie ein Handwerk nannte, beleidigte ihn) kein Glück zu machen. Um sie jedoch nicht ganz aufzugeben, bezog er die nächsten Jahrmärkte mit Gesängbüchern, Bibeln und Fabeln. In spätern Jahren, da man ihn, wegen seiner Wohlredenheit, zum Rathsherrn und bald darauf zum Bürgermeister gewählt hatte, hielt er

jene Mehreisen unter seiner Würde, und widmete sich nun bloß seinen öffentlichen Stadtämtern, die ihm so viel einbrachten, daß er sehr anständig leben konnte.

In den Regierungsgeschäften des Bürgermeisteramtes war der Stadtschreiber Flink seine rechte Hand. Dieser kleine, niedliche Mann, der an Fest- und Ehrentagen ein rosenfarbenes Kleid und einen überaus großen Haarbeutel, mit einer auf der Brust ruhenden Bandschleife (Postillion d'amour) trug, war in seiner Jugend ein Abenteurer, der sich in verschiedenen Fächern versuchte. Von der Schule lief er unter die Soldaten, und ward, da seine Gnomen-gestalt in Reih' und Gliede nicht zu brauchen war, wohlbestallter Querpfeifer. Er hatte sich jedoch kaum zwei oder drei Mal beim Zapfenstreiche mit Beifall hören lassen, als sein Vormund, wie ein heftiges Donnerwetter, in der Garnisonstadt ankam, und den Landläufer, den das Regiment gern wieder laufen ließ, auf die Schulbank zurückführte.

Das Jahr darauf bezog der Kleine die Universität, mit dem frommen Entschlus, sich zu einem Geistlichen zu bilden. Weltliche Gedanken erweckte jedoch bald wieder in ihm eine junge Schauspielerin, die er auf der Bühne eines Badeortes sah, und so liebreizend fand, daß er, um ihr immer nahe zu seyn, sogleich nach der Vorstellung das Oberhaupt der wandernden Gesellschaft ersuchte, ihn als Mitglied auf- und anzunehmen.

Mit großen Augen maß der Gebieter den kurzen Weg von Flink's Kopfe bis zu den Füßen und sagte: „Wohl-an! ich genehmige Ihren Wunsch, unter meiner Fahne zu dienen. Doch unter den Bedingungen: daß Sie nicht auf Heldenrollen Anspruch machen und eher keinen Gehalt begehren, bis Sie sich als ein braver Künstler gezeigt und

bewährt haben, und zu drei verschiedenen Malen von den über Ihr Spiel entzückten Zuschauern herausgerufen worden sind.“ — Flink dachte: sein Genie, von dem er die größten Vorstellungen hatte, werde ihn bald zu einem zweiten Garrick erheben, und wie dieser König der Mimen klein von Person war und dennoch alle Hauptrollen spielte, so werde sie das Publikum auch von ihm, dem Direktor zum Troß, mit Sturm fodern. Das Herausrufen, meint' er, könne sonach nicht fehlen. Und wolle das damit sehr freigebige Publikum allenfalls gegen ihn knausern, so dürfe er nur irgend einem fecken Burschen ein Freibillet schenken; der rufe dann aus Dankbarkeit: „Flink heraus!“ und der ganze große Papageienbauer rufe das nach.

Mit so freudiger Hoffnung erfüllt, bequente sich der verliebte Student unbedenklich zu jenen Bedingungen, ward der versammelten Truppe als neues Mitglied vorgestellt, und bemühte sich auf der Stelle, der schönen, jungen Schauspielerin durch zärtliche Blicke zu verstehen zu geben, daß sie es sey, die ihn vom Wege zur Kanzel abgelenkt und auf die Breter gelockt habe. Aber das schönöde Mädchen achtete den kleinen Amadis weder jetzt noch jemals; und so oft er sich auf der Bühne sehen ließ, ward er ausgepiffen und ausgetrommelt. Als diese Musik einige Monate gedauert hatte, setzte der Schauspieldirektor dem unnützen Gesellen den Stuhl vor die Thür und jagte ihn fort.

Er begab sich nun wieder auf die Universität. Aber besorgend, daß man ihm, dem abgedankten Schauspieler, sein Leben lang keinen Predigerstuhl einräumen werde, sattelt' er um und warf sich der Themis in die Arme, weil diese Göttin mit verbundenen Augen weniger bedenklich in der Wahl ihrer Priester zu seyn pflegt. Kurz, er ward

Jurist und lernte gerade so viel, als er zum Stadtschreiberdienstlichen in Temperliß nothdürftig brauchte.

Raum dort angekommen, umflog er, wie ein Schmetterling, die Blume des Städtchens, Louisen, und behelligte sie bald mit einer Liebeserklärung; sie wies aber den rosenfarbenen Gecken schnell und entscheidend zur Ruhe. Dagegen gelang es ihm durch Schmeichelei und Aufschneiderci, des Vaters Günstling und hochbetrauter geheimer Rath zu werden. Was er sagte, hatte volles Drakelgewicht. Alle seine Rathschläge, so albern sie auch meistens waren, wurden bewundert, gebilliget und mit Amtsgewalt durchgesetzt.

7.

Am Morgen nach der unruhigen Nacht besprach sich der Bürgermeister mit ihm über Knaster's Begräbniß, das mit fürstlicher Pracht veranstaltet werden sollte. „So heischt es die Pflicht der Dankbarkeit;“ sagte Flink. „Es wäre zu gemein, den Sarg bei hellem Tage plumpen Trägern aufzuladen, die in ihren fuchsrothen, zerfetzten Mänteln wie Vogelscheuchen aussehen und wie Enten einher watscheln. Was hätte dann der Wohlthäter der Stadt vor jedem Better Michel voraus? Nein, ihm gebührt ein mit sechs schwarzbehangenen Pferden bespannter und mit fünfzig Fackeln umgebener Leichenwagen, der sich in der Stunde der Mitternacht langsam und feierlich durch die Straßen bewegt.“

„Aber wo nehmen wir her, was zu diesem Gepränge gehört?“ fragte der Bürgermeister.

„Wir haben ja eine große Handelsstadt in der Nähe!“ antwortete Flink. „Sie liefert uns Fackeln und schwarzes

Tuch. Ein Wagen, den wir damit bekleiden können, wird sich hier finden.“

„Und ist schon gefunden!“ fiel der Bürgermeister ein. „Im Rathschoppen steht seit mehreren Jahren ein auf Rädern ruhender Kasten, der vormals einem mit wilden Thieren herumziehenden Italiener gehörte. Seine Menagerie bestand nur in einigen Affen und einem alten Eisbären, der nicht mehr zu Fuß gehen konnte, und daher in gedachtem Kasten zu reisen pflegte. Er starb aber hier, und wahrscheinlich vor Hunger, weil ihn sein armer Herr nicht zu sättigen vermochte. Wir Rathsglieder und die andern öffentlichen Beamten hatten, nach altem löblichem Herkommen, freien Eintritt, und das übrige Völklein begnügte sich, um den mit Brettern verschlagenen Schauplatz herum zu schleichen, und den Bären brummen zu hören. Der arme welsche Teufel hatte folglich wenig oder gar keine Einnahme, und mußte, da er die schuldigen Abgaben an die Rathskämmerei nicht entrichten konnte, den Reisewagen des verstorbenen Bären zum gerichtlichen Pfande hier lassen.“

„Der kommt uns jetzt trefflich zu Statten;“ sagte Flink. „Ein Thierkasten, schwarz ausgeschlagen und schwarz überzogen, gibt einen prächtigen Leichenwagen.“

„Ich überlasse die ganze Anordnung Ihrem guten Geschmack, mein Bester!“ sprach der Bürgermeister. „Und zur Belohnung Ihres Geschäftsfleißes und rühmlichst erprobten Dienstleifers werde ich dafür sorgen, daß Sie aus der Erbschaftsmasse eine ansehnliche Gehaltszulage bekommen.“

Flink küßte, Troß aller Gegenwehr, die Hand des großmüthigen Gönners, tanzte nach Hause und verschrieb Fackeln, Tuch, Trauerflor; alles in überflüssiger Menge. Es war ja Geld genug da! Auch berief er aus der Handelsstadt einen Tapezierer und einen Ceremonienmeister. Je-

ner bekleidete die Wände des Zimmers, wo die Leiche zur Schau stehen sollte, schnell und zierlich mit schwarzem Tuch. Als man ihn aber in den Schoppen führte und gleichartige Umbüllung des Bärenkastens von ihm verlangte, nahm er dieß Ansinnen übel, und wollte sich zu dem entehrenden Geschäfte, wie er es nannte, nicht verstehen. Er ließ sich erst dann dazu bewegen, als der Bürgermeister selbst die erste Hand, wie beim Bau eines Galgens, anlegte.

Indessen arbeitete Flint an einer poetischen Standrede, die er am Grabe halten wollte, und hatte daneben oft mit dem Ceremonienmeister und einem Blechschmiede geheime Verhandlungen, die Jedermann neugierig machten.

Gegen Mitternacht führten sechs alte, mit schwarzen, bis zur Erde reichenden Decken behangene Ackerpferde den Leichenwagen an's Trauerhaus, und die zur Beleuchtung des Zuges bestimmten funfzig Fackeln wurden angezündet. Siehe, da zog eine glänzende Erscheinung die Straße herauf! Ein Ritter in einem silberblinkenden Harnisch auf einem Rosse, dessen Kopf und Schweif mit bunten Federbüschen geschmückt waren. Als er näher kam, erkannte man ihn, ob er gleich das Visier seines Helmes geschlossen hatte, an seiner kleinen Gestalt: es war Herr Flint in einer blechernen Rüstung. Das Pferd, das er ritt, sollte das sogenannte Freudenpferd vorstellen, das vormals bei feierlichen Beerdigungen großer Herren selten oder nie fehlte. Den gewöhnlichen Gegenfüßler desselben, das Trauerpferd, sah man auch hier. Schwarz behangen und den altergrauen Kopf freiwillig zur Erde senkend, ward es von zwei Chorleuten, die man wegen ihrer schwarzen Mäntel dazu gewählt hatte, dem Freudenpferde nachgeführt, oder vielmehr nachgeschleppt. Jenes sollte den Zug eröffnen, dieses dem Sarge folgen. Von der Decke des Leichenwagens, wo

man bisweilen Feldherrnstäbe, Degen, Sporen und Orden sieht, hingegen an beiden Seiten die Schalen der von dem Seligen viele Jahre lang gebrauchten, blank geschuerten Gewürzwage herunter.

Als nun alle Menschen und Thiere, die zur Prozession gehörten, beisammen waren, wollte man den mit Zierathen überladenen Sarg in den Bärenkasten schieben. Indem man aber die Hinterthür öffnete, erhob sich drinnen von der entgegengesetzten Seite ein grausenhaftes Brummen, das Jedermann, der es hörte, in Schrecken setzte. Man glaubte, das Gespenst des Bären, der vormals auf Reisen darin gewohnt, hause in der finstern Höhle und wolle den unrechtmäßigen Gebrauch seines Wagens nicht dulden. Die Träger des Sarges bebten mit ihrer Last zurück, und Niemand hatte Muth, sich dem Kasten zu nahen und den Urheber des fortdauernden Gebrummens zu beschwören. Bei diesem allgemeinen Zagen vermistete man die beherzte Louise, die zu einer Freundin auf's Land gegangen war, um von den abgeschmackten Feierlichkeiten, die sie fruchtlos getadelt und widerrathen hatte, nichts zu sehen und zu hören.

Der blecherne Don Quixote faßte sich endlich, auf seinen Panzer trotzend, ein Herz, spornte seinen Gaul an die Mündung der Bärenhöhle hinan, und rief: „Heraus, du Teufel, heraus!“ Der Teufel kam aber nicht. Er brummte nur noch stärker und gräßlicher, daß allem Volke die Haare zu Berge flogen.

Um Rittermuth zu zeigen, wiederholte Flink die Beschwörung, und stocherte mit der Lanze in's schwarze Nest. Plötzlich fuhr ein grauhaariges Ungethüm heraus. Das Freudenspferd that einen Sprung, der dem Reiter keine Freude machte: denn er flog aus dem Sattel, und fiel rasselnd und prasselnd, wie eine blecherne Trommel auf's

Steinpflaster hin. Die Fackelträger zerstreuten sich wie Irrwische nach allen Seiten. Niemand war entschlossen genug, das graue Ungeheuer, das auf zwei Beinen davon lief, aufzuhalten. Erst nachher erfuhr man, daß ein halbverrückter, in Temperlig einheimischer Mensch der Popanz gewesen war. Er hatte sich in eine alte Wildschur eingenäht, und war nach Einbruch der Nacht in den Kasten gekrochen, um seinen geliebten Mitbürgern ein lustiges Schrecken einzujagen.

Nach diesem tragikomischen Zwischenspiele rückte der Leichenzug ohne weiteres Hinderniß von der Stelle. Doch lauerte noch ein bedeutendes Unglück im Hinterhalte. Ein verzagter Schneider, dem man eine Fackel aufgedrungen hatte, fürchtete sich vor dem gefährlichen Dinge. Als man vor's Thor kam, war die Pechstange schon über die Hälfte verlodert. Nun glaubte der Feigling, das Feuer werde ihm sogleich auf die Nägel brennen. Unglücklicher Weise erlaubte sich ein Windstoß die Neckerei, ihm die Flamme ein wenig nach dem Gesichte zu treiben. „Au weh! ich verbrenne!“ schrie das Schneiderlein, und warf die Fackel hoch in die Luft, ohne zu sehen, wo sie ihr Unterkommen finden-würde. Sie flog auf das niedre Schindeldach einer Hütte, worin der Todtengräber und der Nachtwächter einträchtig wohnten. Das bemerkte Niemand, weil der Flammenschleuderer gerade der letzte Fackelträger war, und das Volk wie blind und toll nach dem Kirchhofe stürzte, um des Freudenritters poetische Standrede nicht zu versäumen.

Sie ward gehalten; doch mag sie ungedruckt bleiben, um nicht Wasser in's Meer schlechter Verse zu tragen.

Feuergeschrei fiel dem Redner in's letzte Wort. Die von dem Schneider verwahrlosete Hütte stand in Flammen und brannte ohne Rettung nieder.

Das vom Kirchhofe zurückkehrende Volk murrte laut über das unnütze Getändel mit Jackeln, wodurch ein öffentliches Gebäude eingäschert worden sey, dessen Wiederbau der Bürgerschaft schweres Geld kosten werde. „Keinen Heller, ihr lieben Leute!“ rief der Bürgermeister. „Nach wenigen Monaten soll hier ein Phönix aus der Asche er stehen: ein Prachtgebäude, das unserer guten Stadt Ehre machen wird.“

8.

So wußte man doch gleich, wie man einen Theil von Knaster's hinterlassenem Golde mit Anstand unter die Leute bringen sollte. Der unvorsichtige Brandstifter ward deshalb, weil er eine so schickliche Gelegenheit dazu an die Hand gegeben hatte, mit aller Strafe verschont.

Vor allen Dingen forderte der Bürgermeister von seinem Drakel einen Entwurf zu dem neuen Palaste. „Wollen Sie, nach Ihrer löblichen Art,“ sagte Flink, „den Bürgern Wort halten, und ein wirkliches Prachtgebäude veranstalten, so dürfen Säulen daran nicht fehlen. Man hat, wie bekannt, fünf Säulenordnungen: die toskanische, römische, dorische, jonische und korinthische.“

„Welche ist denn die beste?“ fragte der Bürgermeister.

„Das ist Geschmacksache;“ antwortete Flink.

„Nun so wähl' ich blindlings die korinthische;“ sagte Zener. „Und wissen Sie, warum? — Weil der Ehrenmann, von dem wir das Geld zum Bau haben, mit Korinthen gehandelt hat.“

Flink machte ein zweideutiges Gesicht. Er wußte nicht, ob Einfalt diesen Entscheidungsgrund aussprach, oder ob er ein witziges Wortspiel seyn sollte. Es schien ihm be-

denklich, sich eine Erklärung darüber auszubitten. Er verschrieb also getrost einen Baumeister, unter der Bedingung, daß er sich auf die korinthische Säulenordnung vollkommen verstehe.

Der Architekt kam, wunderte sich aber nicht wenig, als man ihm den Antrag machte, für den Todtenbettmeister und den Nachtwächter des Orts ein schönes Haus mit korinthischen Säulen zu bauen, und einen Todtenkopf und ein Kuhhorn, als Attribute der künftigen Bewohner, über der Thür anzubringen. Das Alles dünkte ihm freilich sehr albern; doch da ihm die Ehre seiner Kunst nicht sonderlich am Herzen lag, und er überdieß eine anlockende Gelegenheit vor sich sah, reiche Dummlinge zu schröpfen, so übernahm er den Auftrag.

Verschiedene damals lebende Zeitschriften, die ihre Leser gern mit lustigen Erzählungen von dummen Streichen und Narrheiten unterhielten, waren indessen geschäftig, das merkwürdige Leichenbegängniß nach allen vier Winden auszuposaunen. Sie thaten das im Tone der gewöhnlichen Ironie, die den Spott hinter Lobeserhebungen versteckt. Solche Tücke nicht ahnend, konnten sich die guten Herren in Temperliß, besonders der Bürgermeister und sein geheimer Rath, an jenen Zeitschriften nicht satt lesen. Sie unterzeichneten darauf und ließen sich die einzelnen Blätter mit der reitenden Post kommen, um ihren Ruhm so schnell als möglich verkündet zu sehen. Da fanden sie denn auch bald eine lobpreisende Erwähnung des Hauses mit korinthischen Säulen. Der schalkhafte Lobhudler stellte den Magistrat von Temperliß allen Potentaten der Welt zum Muster vor, und forderte sie auf, für ihre Unterbeamten eben so väterlich und ehrhaft zu sorgen, und nicht bloß Staatsminister und Günstlinge mit Palästen zu beschenken.

Der Bürgermeister war nun immer heißer darauf erpicht, sich durch Prachtbaue berühmt zu machen. Er wollte das alte Rathhaus niederreißen lassen und einen Marmorpalast dafür hinstellen. Diesen erhabenen Gedanken gab er jedoch seufzend auf, als der Kostenanschlag zu hoch ausfiel. Die Ausführung des großen Planes wäre nur dann möglich geworden, wenn noch ein halbes Duzend reiche Knasterbärte die Stadt zur Erbin eingesezt hätten. Das mußte der theure Mann in Geduld erwarten, und sich indessen damit begnügen, dem schwarzen verwitterten Stein-Klumpen ein neues Kleid von künstlichem, aus Gyps bereitetem Marmor fertigen zu lassen; denn auf Marmor war er nun einmal veressen. Auch zwei korinthische Säulen an der Pforte durften nicht fehlen. Sie trugen einen Altar, von welchem künftig obrigkeitliche Mandate verlesen und Reden an das Volk gehalten werden sollten. Das Versammlungszimmer des hohen Rathes ward mit seidnem Damast ausgeschlagen. Der prachtliebende Bauherr ließ sogar die Gefängnisse ausmalen. Ein so freundliches Stübchen glaubte er vielleicht dem noch verhafteten Tuchfabrikanten schuldig zu seyn, weil durch dessen Raubversuch der Besiz der Erbschaft beschleunigt wurde. Aber der Schuft war so undankbar, daß er, indem der Maler bei ihm ein- und ausging, entwischte.

9.

Auf solche Weise war der Schatz, den man leicht gewonnen, schon halb zerronnen, als die übrigen Rathmänner, die bisher der eigenmächtigen Vergeudung des Bürgermeisters ruhig zugehoben hatten, darüber zu murren anfangen,

und ihn einmal in voller Versammlung nachdrücklich ermahnten, seine Bauſucht hinfort im Zaume zu halten.

„Sie ſind allesammt keine Freunde der ſchönen Künſte, meine Herren;“ verſetzte der Bürgermeiſter: ſonſt würden Sie die mit ſehr mäßigen Koſten bewirkte Verſchönerung unſerer Stadt eher loben als tadeln. Es wäre noch viel zu thun, wenn wir uns einen unſterblichen Namen erwerben wollten. Da müßten wir die Stadt mit neuen Mauern umgeben, müßten prächtige Thore bauen, einige Thürme, ein Schauſpielhaus — —“

„Ein Narrenhaus! ein Narrenhaus!“ ſchrie, mit einem Donnerschlage auf den Tiſch, der jüngſte Rathsherr, der Grobſchmied Plebs.

„Sachte, ſachte, mein werther Herr Colleague!“ ſagte der Bürgermeiſter. „Ein Narrenhaus wäre freilich nöthig, für uns ſelbſt nöthig, wenn wir nicht als vernünftige Männer mit einander umgehen und das Beſte der Stadt ohne Zwift und Groll in Berathung ziehen wollten. Ich meines Theils liebe den Frieden und will Ihren Wuſch erfüllen, indem ich mich in der Folge mit dem öffentlichen Bauweſen nicht weiter befaſſe.“

„So recht!“ rief Plebs. „Treten ſie nur nicht wieder auf die Hinterbeine!“

„Die hab' ich, Gott ſey Dank, nicht,“ erwiederte der Bürgermeiſter: „ſonſt müßte ich mich in der That, wenn ich Ihnen einmal nicht gehorchte, vor Ihrem Nothſtalle fürchten. — Doch Scherz bei Seite! Sie ließen mich vorhin nicht ausreden; ich konnte daher nicht ſagen, was ich ſchon auf der Zunge hatte: daß ich mir nämlich noch die Ausführung zweier Werke vorbehalte. Das Eine iſt ein der Stadt ſehr nöthiger und nützlicher ſteinerner Brunnen, der mitten auf dem Markte ſtehen und den Namen Ana-

sters-Brunnen erhalten soll; das Zweite eine Bildsäule des Ehrenmannes, auf einem freien, mit Pappeln umpflanzten Plage in der Vorstadt.“

„Der Brunnen mag allenfalls gelten;“ sprach der Grobschmied. „Aber wozu die Puppe?“

„Um ein Denkmal der Dankbarkeit zu errichten und Knasters Bild unsern Nachkommen zu erhalten.“

„Was scheren uns die Nachkommen!“ rief Plebs. „Und soll und muß ihnen das alte Fragegesicht aufbewahrt werden, so kanns am Brunnen geschehen. Ich sah auf meiner Wanderschaft in vielen großen Städten prächtige Brunnen mit steinernen Puppen, denen das Wasser aus dem Maule lief. So können wir auch den seligen Herrn auf den Brunnen stellen und ihn ein Gleiches thun lassen.“

Klink, der an einem Nebentische saß, zerstampfte vor Aergerniß seine Feder, und winkte dem Bürgermeister mit den Augen, den einfältigen Grobian recht abzutrumpfen. Der Regierende sagte jedoch sanft und zierlich: „Es dünkt mich etwas unschicklich, den edlen Mann, der die Stadt so reichlich mit Golde bedachte, zu einer ewigen Wasserspende zu verurtheilen.“

„Das paßt eben recht!“ entgegnete der Widersacher. „Sein Gold wird uns zu Wasser gemacht.“

Der Bürgermeister würdigte diesen neuen Angriff keiner Antwort, und beschloß im Stillen, den Brunnenbau aufzugeben, damit jener ungereimte Vorschlag nicht weiter auf die Bahn gebracht werden könnte. Aber das Standbild ward heimlich bestellt und nach einem lebensgroßen Gemälde bearbeitet, das sich in Knasters Verlassenschaft gefunden hatte. In einem rothen breiten Rocke, saffrangelben Unterkleidern, einem Stupperückchen und großen, dreieckigen Hute, stand er da und sah scharf auf eine in der

Hand haltende Wage, um seine Gewissenhaftigkeit im Handel zu bezeichnen. In dieser Gestalt ward er aus Holz gebildet.

10.

Als das fertige Kunstwerk, mit grauer Steinfarbe überzogen, in Temperliß angelangt war, ließ es der Bürgermeister bei Nacht im Versammlungszimmer des Rathes aufstellen, um des folgenden Tages seine Herren Amtsbrüder damit zu überraschen, und die harten Reden und Vorwürfe, die er von ihnen über den neuen, unbewilligten Griff in den Erbschaftsstock zu erwarten hatte, gleich mit einem Male zu verschlucken. Stützend trat Einer nach dem Andern ins Zimmer. Der Erste fuhr zurück, als sah' er ein Gespenst, und sagte dann verdrießlich: „Was Sie einen aber auch mit dem hölzernen Peter erschrecken, Herr Bürgermeister!“ Dem Zweiten und Dritten ging es nicht besser; denn die Männer in Temperliß hatten fast alle, da sie wenig hinter dem Ofen hervor gekommen waren, die Eigenheit, sich über jede nur einiger Maßen bedenkliche Erscheinung zu entsetzen und wie Kinder zu fürchten.

Endlich kam Herr Plebs, der Cyklop. Mit dem Hut auf dem Kopfe blieb er auf der Thürschwelle stehen, gaffte das Standbild an, stampfte mit dem Stock auf den Boden und sagte: „Na, so haben wir alten Kinder denn doch eine Puppe! Aber der Steismaß hat ja gar kein Ansehen. Grau wie ein Esel kann er doch nicht bleiben. Er muß von der goldenen Huttresse bis zu den silbernen Schuh schnallen bunt gemalt werden, wie er lebt und lebte und an hohen Festtagen stattlich zur Kirche ging.“

„Davor bewahr' uns der gute Geschmack, lieber Herr

„Amtsbruder!“ sprach der Bürgermeister. „Wir würden uns damit lächerlich machen.“

„Ja wohl!“ sagte der Stadtschreiber, und setzte, um mit einem gelehrten Worte zu prahlen, noch hinzu: „Es wäre durchaus nicht ästhetisch.“

„Theetisch?“ fragte Plebs, und sah ihn grimmig an. „Was faszeln Sie von einem Theetisch? — Sie sind ein Theekessel und haben hier kein Recht, sich mausig zu machen. Sie sind nicht Rathmann, sind nur Rathsschreiber, und schweigen, bis man sie fragt.“

„Sehr gern!“ erwiderte Flink. „So trifft es mich auch nicht, wenn die Herren des Rathes ausgelacht werden.“

„Ho! ho!“ rief Plebs. „Ich habe Haus und Hof, und die fallen deshalb nicht zusammen, wenn auch an einem Theetisch über mich gelacht wird. Ich stimme daher für's Bemalen der Puppe, und meinen Herren Collegen seh' ich's an, daß sie mir nachfolgen werden.“

Die einfältigen Männer sagten auch richtig ja, weil sie sich theils vor der Grobheit des Cyklopen fürchteten, theils selbst das Bunte liebten. Der Bürgermeister saß also verlassen da, und mußte, seinem bessern Geschmack zum Troß, bewilligen und versprechen, die graue Puppe (denn anders nannten Plebs und sein Anhang die Statue nicht) roth, gelb, schwarz und so weiter, wie Knaster gemalt war, anstreichen zu lassen.

„Aber unsere muthwillige Jugend wird sie bald mißhandeln und verstümmeln, wenn sie im Freien steht;“ sagte ein Rathmann.

„Allerdings muß sie bewacht werden,“ antwortete der Bürgermeister. „Ich habe schon überlegt, wie wir das anstellen, und uns zugleich Gelegenheit verschaffen, ein wohlthätiges Werk zu thun. Wir haben in unserer Stadt

zehn oder zwölf ganz verarmte Bürger, die ihre Blöße nicht mehr bedecken können. Denen lassen wir gleichfarbige Röcke machen, und sie nach der Reihe, gegen einen geringen Lohn, das Standbild bewachen.“

„Nun ja, so haben wir Stadtsoldaten, wie der Rath in Leipzig;“ sagte Plebs. „Ich erleb's noch, daß der Herr Bürgermeister eine Armee auf die Beine bringt und dem Kaiser ins Land fällt.“

Man lachte; dennoch ward des Bürgermeisters Vorschlag durch Mehrheit der Stimmen angenommen, weil er den Glanz eines guten Werkes hatte, und es das Erste war, das aus der Erbschaftskasse hervorgehen sollte.

11.

So war denn der Bürgermeister nach vielen Mühsalen und Kränkungen endlich so weit gekommen, daß er die Errichtung des Standbildes öffentlich und ohne weiteren Widerspruch betreiben konnte. Er ließ den dazu bestimmten Platz ebnen, den erkorenen Hüttern desselben ihre Dienstkleider anmessen, und den grauen Knaster mit bunten Oelfarben überstreichen, wie es die weisen Herren des Rathes verlangten.

Die Aufstellung der Statue sollte mit großer Feierlichkeit geschehen. Der Bürgermeister wählte dazu Knasters Geburtstag, und machte in verschiedenen Zeitungen weit und breit bekannt, daß an diesem Tage jenes Denkmal eingeweiht und nachher ein solennes Bogelschießen gehalten werden sollte. Zu diesen Festlichkeiten lud er, im Namen des Magistrats, alle Welt ein, und versicherte, daß sich Obrigkeit und Bürgerschaft beeifern würden, jedem werthen Fremdling den Aufenthalt in Temperitz angenehm zu machen.

Dieser Aufruf blieb nicht ohne Wirkung. Es kamen schon am Vorabende des Festes zahllose Fußwanderer an; am folgenden Morgen auch Gesellschaften zu Roß und Wagen. Es war ein schöner, heiterer Tag in der Mitte des Sommers.

Gegen Mittag begab sich der Magistrat mit steifen, langsamen Schritten und würdevollen Geberden vom Rathhause nach der Ebene, wo das Standbild schon aufgestellt, aber noch verhüllt war. Dort angekommen, schoß Herr Plebs, der mit Feuergewehr gut umzugehen wußte, eine Pistole ab, um damit, in Ermanglung einer Kanone, das Zeichen der Enthüllung zu geben. Der Vorhang ward schnell hinweggezogen; die gedrängt umher stehende Volksmenge brach in ein Jubelgeschrei aus, klatschte mit den Händen, warf Hüte und Kappen in die Luft und schrie: „Bivat hoch!“

Der Bürgermeister ließ das Volk eine Weile so lustig toben. Dann gebot er Stille und begann folgende, beinahe von Erschaffung der Welt anfangende Rede:

„Nach Stand und Würden hoch- und werthgeschätzte Herren, liebe Mitbürger und Freunde!“

„Die Kunst der Bildnerei ist eine Tochter der grauesten Vorzeit, des dunkelsten Alterthums. Zuerst formte man Götzenbilder aus Töpferlehm oder Thon. Schon Laban, den wir aus dem ersten Buche Mosis kennen, hatte dergleichen Hausgötter, die ihm seine Tochter Rachel stahl, als sie mit Jakob, ihrem Manne, aus dem Lande zog. In spätern Zeiten schuf man Bilderwerke aus Stein, Erz und —“

Das Wort „Holz,“ das er hinzu setzen wollte, starb ihm auf der Zunge, weil alle seine Zuhörer plötzlich ihre Augen von ihm ab nach der Heerstraße wandten, wo Post-

hörner aus einer dicken Staubwolke herauschmetterten und ein Reiter mit rastlosem Peitschenknall voran sprengte. Er trug ein rothes, mit Gold verbräuntes Koller, einen Helm mit hohem Federbusch und große Kourierstiefeln. „Platz da! Platz da!“ schrie er, und jagte mit erhobener Peitsche das staunende Volk aus einander. Zwei Wagen, der eine mit sechs, der andere mit vier Postpferden bespannt, flogen hinter ihm her und hielten am Festplatze. Ein Mohr, der sich mit einigen andern Dienern auf dem ersten Wagen befand und die anwesenden Kindlein in Furcht und Angst setzte, öffnete den Schlag. Zwei Herren traten heraus: ein Mann von gefestigtem Alter, und ein schöner, wohlgewachsener, blühender Jüngling, mit einem Stern auf der Brust. Dem zweiten Wagen entstiegen ebenfalls zwei junge Männer, die Jenen, als er nach dem Standbild hinschritt, mit Ehrerbietung begleiteten.

„O Himmel! ein Prinz mit Gefolge!“ murmelte der Bürgermeister, mit erbleichtem Antlitz und zitternd an allen Gliedern. „Ich muß ihn mit einer Anrede empfangen. Herr Stadtschreiber, stehen Sie mir bei! Mich verlassen meine Gedanken.“

So flüsternd, trat er mit bebenden Schritten dem Ordensherrn entgegen. Flink, ihm auf der Ferse folgend, versteckte sich hinter der breiten Gestalt und wisperte seinem Vormann, nachdem sich dieser einige Mal bis auf die Erde gebückt hatte, behutsam zu: „Durchlauchtigster Prinz, gnädigster Herr!“

Der Bürgermeister wiederholte diese Worte laut, und horchte zugleich, wie ein Schauspieler, der seine Rolle nicht gelernt hat, auf weitere Unterstützung seines Einbläfers. Aber der Ordensherr winkte mit der Hand und sagte huldreich: „Bemühen Sie sich nicht! Wer sind Sie?“

„Der Bürgermeister — der unterthänigste Bürgermeister des Orts, der heute das Glück hat — —“

„Sie sind,“ fiel Jener schnell ein, „in einer festlichen Handlung begriffen. Ich bitte, fahren Sie fort, ohne sich durch meine Ankunft stören zu lassen.“

Krebsgänglich zog sich der Bürgermeister mit vielen Verbeugungen zurück und betrat wieder den Rednerplatz. Aber in gänzlicher Zerstreuung gab er seinen Vorsatz auf, die Geschichte der Bildhauerkunst fortzusetzen. Stammelnd rühmte er nur noch Knaster's Verdienste, die ihn der Ehre würdig gemacht, durch die Bildhauerkunst verewiget zu werden, und schloß mit den alten, guten Worten: „Friede sey mit seiner Asche!“

Die hohen Fremden fuhren jetzt nach der Stadt, wo der Wirth des Gasthofes alle andere Gäste, theils mit dringenden Bitten, theils mit Gewalt, zum Weichen brachte, um jenen die besten Zimmer einräumen zu können. Indessen wählte der Bürgermeister von den neubekleideten Bildhütern zwei Mann und befahl ihnen, sich als Ehrenwache vor die Thür des Gasthofes zu stellen. Sie wurden aber höflich zurückgewiesen.

Als die fremden Herrschaften getafelt hatten, besahen sie die Stadt, besonders den Nachtwächter- und Todtengräberpalast und das marmorirte Rathhaus. Dann erschienen sie bei dem indessen angefangenen Vogelschießen. Sie hielten sich aber so fern von den Schützen und hatten überhaupt ein so ernstes, Ehrfurcht gebietendes Wesen, daß man es nicht wagte, ihnen eine Armbrust zu überreichen. Der Ordensherr waffnete jedoch seine Augen, um die anwesenden Mädchen zu mustern. Flüchtig übersah er die Schaar; nur Louise fesselte seine Blicke, die mit sichtbarem Wohlgefallen auf ihrer lieblichen Gestalt verweilten.

Der Bürgermeister, der durchaus nicht erfahren konnte, wer die Fremden waren, und was sie in Temperliß wollten, befand sich in der peinlichsten Unruhe. Es war ihm so bange, als hänge über seinem Haupte ein entblößtes Schwert an einem Pferdehaare. Seine trüben Ahnungen waren auch leider nicht ohne Grund. Er fand, als er vom Bogelschießen nach Hause kam, folgendes unholde Schreiben:

„Nachdem allerhöchsten Orts mißfällig vernommen worden, daß der Magistrat zu Temperliß einen geringen Krämer, Namens Knaster, mit fürstlichem Pomp begraben lassen, und dessen beträchtliches, der Gesamtheit der Stadt hinterlassenes Erbe mit unnützen Bauwerken verschwendet; so hat unterzeichnete Kommission den Auftrag erhalten, diese und andere Angehörnisse mit Strenge zu untersuchen. Zu Folge dieses Befehls wird gedachter Magistrat hiermit vorgeladen, sich morgen früh um zehn Uhr vor der Untersuchungskommission in hiesigem Gasthose zu stellen, und der Vernehmung, auch weitem Verfügung gewärtig zu seyn.“

„Gegeben zu Temperliß an dem Tage, da ein neues Angehörniß geschah, indem obbenanntem Krämer ein Standbild errichtet wurde.“

„Untersuchungskommission.“

„Ich bin verloren!“ ächzte der Bürgermeister nach Lesung dieses Schreibens, und sank in halber Ohnmacht auf einen Stuhl.

Louise hob das Blatt, das ihrem Vater aus der zitternden Hand gefallen war, vom Boden auf, las es bedächtig und sagte: „Ich weiß nicht, was ich von dieser Vorladung denken soll. Sie kommt mir ganz seltsam und wunderbarlich vor. In jedem Falle ist die Sache nicht so gefährlich als

sie scheint. Treten Sie getrost vor Gericht, lieber Vater! Sie können ja beweisen, daß sie keinen Heller in Ihren eigenen Nutzen verwandten. Schon dadurch wird Ihre Ehre gerettet.“

12.

Der muthlose Mann durchseufzte schlaflos die Nacht, sprang mit Anbruch des Tages von seinem Dornenlager auf und ließ seine Amtsbrüder sogleich wecken und auf's Rathhaus bescheiden. Als sie versammelt waren, machte er ihnen die erhaltene Vorladung bekannt und forderte sie auf, derselben Folge zu leisten und mit ihm vor der Untersuchungskommission zu erscheinen. „Ei! was geht uns der Handel an?“ schrie Plebs. „Sie, Herr Bürgermeister, haben die Narrenstreiche, die man unserm ganzen Collegium aufhalsen will, allein gemacht, und mögen sie nun auch allein verantworten. Wer den Karren in den Koth schob, der zieh' ihn wieder heraus! Damit Gott befohlen!“

Er warf den Hut auf den Kopf, stampfte mit heftigen Schritten aus dem Zimmer, und alle Rathsherren folgten ihm nach.

Auch der Stadtschreiber wollte sich auf flüchtigen Fuß setzen; aber sein Gönner und Beschützer hielt ihn zurück, und bat ihn, sein Beistand vor der Kommission zu seyn. „Ich bitt' um Entschuldigung;“ antwortete der undankbare Wicht: „ich, der Stadtschreiber, bin nicht mit vorgeladen!“ — Und wie ein Grasshüpfer sprang er davon.

Voll Verzweiflung eilte der Bürgermeister nach Hause und erklärte gegen seine Tochter: er wolle, da er von seinen Amtsgenossen im Stiche gelassen werde, lieber sterben, als sich allein vor Gericht stellen. Das beherzte Mädchen

bemühte sich vergebens, ihm Muth einzusprechen. Der schwache Mann war ganz zu Boden geschlagen, und so matt und krank, daß er sich zu Bette legen mußte.

Jetzt faßte Louise den kühnen Entschluß, ihren Vater vor Gericht zu vertheidigen. Einfach, aber anständig gekleidet trat sie in die Kommissionsstube. Der junge Ordensritter und der ältere Herr saßen beisammen an einem Tische, hinter Papieren und Tintenfassern, und schienen die Vorgeladenen zu erwarten. Ueberrascht von der anmuthigen Erscheinung, erhoben sie sich von den Stühlen, und der junge Herr fragte mit Ehrerbietung: welche Angelegenheit ihnen das Glück eines so angenehmen Besuches verschaffe.

„Mein Vater, der Bürgermeister Stern,“ sagte Louise, „hat eine Vorladung erhalten, sammt den übrigen Rathsgliedern hier zu erscheinen; er ist aber unwohl und kann das Zimmer nicht verlassen.“

„Diese Entschuldigung genügt mir vollkommen;“ antwortete der Ritter sehr freundlich. „Die Sache ist gar nicht dringend. Wir halten uns noch einige Tage hier auf. Ich besonders fühle jetzt, und schon seit gestern, da ich das Vergnügen hatte, Sie auf dem Schießplane zu sehen, eine besondere Neigung zu diesem Orte, und möchte mich gar nicht wieder davon trennen.“

Von dieser Sprache befremdet, war Louise einen Augenblick um eine schickliche Antwort verlegen. Indessen schlich der ältere Kommissarius aus dem Zimmer, und der jüngere erklärte ihr mit feuriger Zärtlichkeit: sie habe einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Herz gemacht, und er sey um den Preis ihrer Gegenliebe bereit, die Untersuchung niederzuschlagen.

„Das können Sie nicht, wenn Sie zur Anstellung derselben Befehl haben;“ antwortete Louise. „Hätten Sie

aber, wie ich nun fast glaube, einen solchen Auftrag gar nicht empfangen, so wär' es hart, mit meinem Vater, der gar nicht die Ehre hat, Sie zu kennen, einen so ernsthaften Scherz zu treiben.“

„Ja wohl! ja wohl!“ rief im Nebenzimmer eine starke männliche Stimme, die Louisen bekannt schien und den jungen Herrn sichtlich erschreckte. Doch zwang er sein erbleichtes Gesicht zum Lächeln und sagte leise und vertraulich: „Ich höre, daß eben ein alter Freund angekommen ist. Beruhigen Sie vor der Hand, mein schönes Kind, Ihren Vater mit der Versicherung, daß ich die unangenehme Sache zu seiner vollkommensten Zufriedenheit beilegen werde.“

Als sie aus dem Zimmer trat, rief's im Vorsaale: „Sey mir gegrüßt, Jungfrau von Orleans!“ und der General, Graf von Donnerfeld, stand vor ihr. „Ei wie groß und hübsch bist du geworden! — Nun, eile jetzt, deinen Vater zu trösten und grüß' ihn von mir! In einer Viertelstunde komm' ich selbst. Indessen hab' ich ein Paar Worte mit dem Herrn Kommissarius zu sprechen. Ich bringe Befehl aus der Residenz, die Untersuchung ruhen zu lassen.“

Mit innigster Freude über die Ankunft des alten Freundes und Schutzengels flog sie heim.

„Bist du des Teufels?“ sagte Graf Donnerfeld beim Eintritt in die Kommissionsstube. „Ziehst da mit lockern Gefellen im Lande herum und spielst Rollen, die dich auf die Festung befördern werden. Welch' elendes Vergnügen, ehrliche Leute, die sich in ihrem Erdenwinkel keine Kenntniß der großen Welt erwerben konnten, zum Besten zu haben! Zufällig erfuhr ich deine irrende Ritterfahrt und reiste Tag und Nacht dir nach, um deinem Muthwillen

Einhalt zu thun. Weißt du wohl, daß dein Schicksal jetzt in der Hand des hiesigen Bürgermeisters steht? — Verklagt er dich bei Hofe, so schickt man dich auf die Festung, und die schönsten Jahre deines Lebens gehen dir zwischen einsamen Mauern verloren.“

„Das wäre schlimm!“ sagte der junge Graf. „Ich wüßte wohl, wie ich den Bürgermeister mit mir ausöhnen möchte. Seine Tochter ist das liebenswürdigste Mädchen, das ich jemals sah. Gönnen Sie mir, theuerster Vater, das Glück —“

„Sie zu heirathen?“ fiel ihm der General ins Wort. „In Gottes Namen, wenn dich das brave Mädchen nur will. Du hast dich übel empfohlen. Doch komm! Wir wollen sehen, was wir ausrichten.“

Sie gingen zum Bürgermeister, der freudig das Bett wieder verlassen hatte. Der General umarmte ihn, faßte dann seinen Sohn bei der Hand, führte ihn zu Louisen und sagte: „Sieh, ich halte Wort! Vor acht Jahren versprach ich dir: du solltest meine Schwiegertochter werden. Hier bring' ich den Bräutigam.“

Louise, die sonst ihre Fassung nicht leicht verlor, war so bestürzt, daß sie im ersten Augenblicke nicht antworten konnte. Doch, da der junge Graf der hübscheste Mann war, den sie in ihrem Leben gesehen und überdies einen sehr wackern Vater hatte, so ließ sie sich nach kurzem Bedenken den freundlichen Antrag gefallen.

Alle waren jetzt froh, und Niemand mehr, als der Bürgermeister, da die furchtbare Untersuchung einen so glücklichen Ausgang gewonnen hatte.